

Ulrike Gramann

Die Sportlerin

Die Geschichte der feministischen Kickboxerin
Claudia Fingerhuth



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar unter
<http://dnb.d-nb.de>

Besuchen Sie uns auch im Internet:
www.marta-press.de

1. Auflage Dezember 2018
© 2018 Marta Press UG (haftungsbeschränkt), Hamburg, Germany
Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Lektorat: Silke Fricke, Hamburg

© Sämtliche Illustrationen und Umschlaggestaltung:
Ka Schmitz – Illustration und Graphic Recording, Darmstadt
Printed in Germany.

ISBN 978-3-944442-18-1

Inhalt

Erste Begegnung	6
Kapitel Eins. Hineingeboren	10
Kapitel Zwei. Alltag und Vatertag	34
Kapitel Drei. Den Körper suchen.....	68
Kapitel Vier. Sich fortbewegen.....	89
Kapitel Fünf. Aufregendes Leben.....	116
Kapitel Sechs. Inken und Claudia	144
Kapitel Sieben. Bewegendes Leben.....	177
Kapitel Acht: Das Wort Brustkrebs	204
Kapitel Neun. Du musst keine geborene Kämpferin sein ...	272
Danke und Ausblick.....	316

Erste Begegnung

Lichtflecken schweben über den abgenutzten Boden einer Berliner Schulturnhalle. Es ist warm. Frauen, die unterschiedliche Kampfkünste und Selbstverteidigung trainieren, sind hier bei einem gemeinsamen Wochenende. Mir gegenüber steht Claudia Fingerhuth, die Trainerin. Damit sie demonstrieren kann, worin die nächste Übung besteht, soll ich sie mit einem Faustschlag angreifen. Ich kenne Claudia erst flüchtig, vom Sehen. Sie ist groß, größer als ich, beweglich, bestimmt beweglicher als ich, sie sieht konzentriert aus, wach, sicher wacher als ich es bin. Und etwas in meinem Unterbewusstsein vergisst für den Bruchteil einer Sekunde, dass dies ein Training ist, etwas in meinem Unterbewusstsein produziert einen Kurzschluss, hält das für einen Kampf, den ich nicht gewinnen kann. Energie habe ich genug. Ich trete ihr mit Wucht gegen das Knie, erschrecke noch währenddessen, kann mich aus meiner eigenen Bewegung nicht mehr lösen, höre Claudia aufschreien.

Das Erlebnis der eigenen Kraft gehört zu den charakteristischen Erfahrungen von Frauen, die beginnen, eine

Kampfsportart zu trainieren. Viele Frauen, wenn nicht sogar jede Einzelne, haben sich in ihrer Vorgeschichte einmal oder oft unterlegen erlebt. Deshalb zweifeln wir, ob wir über die nötige Kraft verfügen, einen Angriff wirksam abzuwehren. Selbst Frauen, die sich bereits erfolgreich aus Situationen des Übergriffs und der Gewalt befreit haben, glauben gar nicht selten, das sei einfach Glück gewesen, Zufall, eine unerwartete Schwäche des Angreifers. Auch wenn wir intuitiv richtig gehandelt haben, misstrauen wir unserem Erfolg oder fragen uns, ob die Gegenwehr begründet war.

Erlernte Unterlegenheit ist gefangene Kraft. Ein Schritt ist, sie zu entdecken, der nächste, sie zu befreien. Frauen können lernen, die eigene Kraft gezielt und dosiert einzusetzen. Trainingsanfängerinnen erschrecken bisweilen vor dem, was sie bereits bewirken können. In späteren Trainingssituationen habe ich mich oft an meine Überreaktion erinnert, an Claudias und meinen Schreck. Unser Körper hat Erlebnisse und Gefühle gespeichert, die derlei Kurzschlüsse verursachen können. Wenn wir uns ihrer bewusst werden, machen sie uns stärker, geschickter, oft auch gesünder und glücklicher. Die Selbstverteidigungs- und Kickboxtrainerin Claudia Fingerhuth arbeitet seit vielen Jahren daran, dass Frauen und Mädchen ihre

körperlichen Stärken finden und wiederfinden, sie schätzen und gebrauchen lernen. Ungezählte, sicher aber um die tausend Frauen haben von ihr gelernt und tun es noch.

Das klingt nach Arbeit, und es ist Arbeit. Es ist Freude. Denn was Claudia Fingerhuth weitergibt, ist auch ihre eigene große Bewegungslust, ihr Geschick in der Bewegung, die Fähigkeit, Bewegungen zu koordinieren, der Genuss, wenn es gelingt. Als eine geborene Sportlerin hat Claudia Fingerhuth sich statt Hochleistungssport und Wettkampferfolgen dem Breitensport verschrieben. Begabt für beinahe jede Sportart, kam sie in Kontakt mit Kampfkünsten und Selbstverteidigungssportarten und blieb dabei. Sie versteht und lehrt diese Kampfsportarten nicht als Wettkampf-, sondern als gesunden Breitensport, den Frauen sicher und mit geringem Verletzungsrisiko trainieren können. Diese Art, sich mit Bewegung zu beschäftigen, ist ein vielseitiger, idealer Freizeitsport und mehr als das: Bewegung kann heilend wirken. Selbstverteidigung ersetzt zwar keine Psychotherapie, trainiert in einem feministischen Zusammenhang ermutigt sie Frauen gleichwohl, sich konstruktiv mit Alltagserfahrungen und erlebtem Sexismus auseinanderzusetzen. Sich mit Trainingspartnerinnen gemeinsam zu bewegen, spielerisch die eigene

Kraft zu finden und zu erproben, bleibt dabei vor allem Freude, großer Spaß.

Schwere Erfahrungen, chronische Schmerzen und Krankheiten werden in der Geschichte, die hier beginnt, nicht verschwiegen. Aber sie erzählt nicht davon, dass erst einmal alles Schwere besiegt werden muss, ehe das wirkliche Leben beginnen kann. Alles findet gleichzeitig statt, das Schwere und das Leichte, der Schmerz und die Bewegung aus dem Schmerz heraus. Denn Bewegung ist kein Zustand, sondern ein Weg. Sie kann ein Weg in ein gutes Leben, durch ein gutes Leben sein. Wie Claudia Fingerhuth dazu kam, wie sie ihr eigenes Leben damit lebt, wie und warum sie, was sie kann, mit anderen teilt, davon erzählt dieses Buch.

Kapitel Drei. Den Körper suchen

Der einzige große Konflikt war, dass ich immer das Gefühl hatte, ich bin kein richtiges Mädchen.

„Als Kind habe ich meinen Körper selbstverständlich bewohnt. Ich war eins mit meinem Körper.“ Claudia, als Kind, ist gern Mädchen. Nicht jede ist wie Claudia. Sie ist groß, kraftvoll, auf so mannigfaltige Art interessiert und begabt, auch körperlich begabt für vieles. Sie denkt: „Im Sport finde ich meinen Raum.“

Dafür wird sie bewundert und auch abgewertet. Wenn ihr Vater sie „das Tier“ nennt, geschieht das nur halb im Scherz. Auch andere bezeichnen sie so. Das Mädchen empfindet, dass das damit zu tun hat, wie sie sich bewegt, mit ihrer Art überhaupt. „Für die anderen war ich exotisch. Und ich habe mich nicht interessiert, wofür andere sich interessiert haben, für Bravo und so.“ Die „Bravo“ zu lesen gehörte für Schülerinnen

in den 1970er Jahren einfach dazu, vielleicht so, wie heute dazugehört, über Whatsapp mit den anderen Schülerinnen verbunden zu sein. Claudia aber las „Mad“. Das war eine zunächst US-amerikanische Zeitschrift, die seit 1967 auch in deutscher Ausgabe erschien und von gezeichneten Satiren, beispielsweise auf populäre Filme, lebte. Alfred E. Neumann, die Comicfigur mit den abstehenden Ohren, auf dem Umschlag kannten alle, und wer heute die Invektive „ächz“ oder „würg“ benutzt, greift damit letztlich auf einen Sprachgebrauch zurück, der durch „Mad“ populär wurde. „Mad“ wurde hauptsächlich von Jungen und männlichen Jugendlichen gelesen, Mädchen wurden eher von „Bravo“ erreicht, und, wie Claudia es beschreibt: „Nur Mad zu lesen, ohne Bravo, das ging für Mädchen nicht.“ Damit machte sie sich fremd von den anderen Mädchen. Allerdings waren die ihr auch oft fremd in ihrer Fixierung auf Jungs, in ihrem „Kicher-kicher, Tänzel-tänzel, wie toll der ist und der.“ Claudia begegnete Jungen beim Fußballspielen. Sobald unter den Mädchen geflirtet wurde und gekichert, war sie raus: „Weil ich aussehe, wie ich aussehe, und mich verhalte, wie ich mich verhalte.“ Sie spricht distanziert darüber, lacht, beinahe scheint es, als wären dadurch keine großen Konflikte entstanden, nur einer, der entscheidende. „Der einzige große Konflikt dabei war, dass ich immer das Gefühl

Na, Kleiner?

Bin 'n Mädchen

Oh! 'tschuldigung!

Schon
gut...



hatte, kein richtiges Mädchen zu sein.“ Und er entstand durch Regeln, die definierten, wie eine zu sein hatte, als Mädchen, als Frau „richtig“ zu sein.

An dieser Stelle kann jede in der eigenen Erinnerung graben, wie sie lernte, dass sie ein Ich war, vor allem: ein Mädchen. Gräbt Claudia nach solchen Erinnerungen, findet sie den Weg nicht mehr, wie sie vom ersten bewusst ausgesprochenen „Ich“ zu dem Bewusstsein kam, ein Mädchen zu sein. In ihrer bewussten Erinnerung ist sie schon immer ein Mädchen, sie datiert den Gedanken, dass sie ein Mädchen ist, auf die Zeit, in der sie sieben oder acht Jahre alt war. Davor fehlt jede kontinuierliche Erinnerung. Andere, das weiß sie sicher, hielten sie oft und in jeder Altersstufe für einen Jungen, immer, immer, immer. Hielt man sie ihrer kurzen Haare wegen für einen Jungen? Unsicherheit. „Ende der Sixties musste alles praktisch sein“, sagt sie, „war doch bestimmt in der DDR auch so, ein Zeitgeist in allen Deutschlands. Kurze Haare waren praktisch. Mir war es recht. Ich fand es auch praktisch.“ Tatsächlich, auch ich hatte kurze Haare, Ende der Sechziger, aber mir war egal, dass das praktisch sein sollte, ich beneidete die Mädchen, die sich die Haare wachsen lassen durften. Claudia und ich erinnern uns gemeinsam, dass die

Kinderkleidung damals schlichter war, einfach zugeschnitten, in kräftigen, leuchtenden Farben. Pink? Fehlanzeige, von Pinkifikation keine Spur. Das verklärt eine Kindheit dieser Jahre keineswegs, in der die Erziehung auf andere und ebenfalls sehr wirksame Art geschlechtsspezifisch war, auf sehr wirksame Art sexistisch, stark auf die Ausprägung einer bestimmten, nicht selbstbestimmten sexuellen Identität und Orientierung gerichtet. Man kann das Zwangsheterosexualität nennen.

Mädchen zu sein, bedeutet, Frau zu werden. Für Claudia bedeutete es: Frau werden zu müssen. „Ich wollte keine Frau sein, das fand ich eklig.“ Sie sagt es vierzig Jahre danach vollkommen überzeugend. Zunächst erschien ihr schlecht am Frausein, dass ihr die Mutter darin ein Vorbild sein sollte, dann auch, dass die Mutter es war, die sie zu einer Frau machen wollte: „Es ging ihr darum, dass ich Brüste kriege. Und ich hab wirklich angefangen, Brüste zu kriegen. Ich hoffte, sie bleiben klein. Sie blieben klein. Meine Mutter fand trotzdem, dass es sich gehört, als Frau einen BH anzuziehen.“ Tagelang muss sie ihn anziehen, dann ist es plötzlich gut damit. Sie zieht ihn nicht mehr an, es wird nicht mehr darüber gesprochen.

Frau zu werden, verband die Heranwachsende in erster Linie damit, werden zu müssen wie die Mutter. „Ich habe sie ja verachtet mit dem Gesaufe und Hausfrausein.“ Als eine Großtante ihr erzählt, dass auch sie eines Tages heiraten und Kinder bekommen würde, antwortet Claudia, das würde niemals geschehen, sie würde nie heiraten, nie Kinder bekommen. Schließlich hatte ihr die eigene Mutter in den Ohren gelegen damit: „Nur wegen euch Kindern ist mein Leben verpfuscht.“ Deshalb fand das Mädchen Kinderkriegen „das Allerletzte, auch Eltern zu sein schlimm.“ Sie fand es schrecklich, als ein Kind zu leben, darum beschloss sie, „dass ich mich nicht daran beteiligen werde, dass irgendwelche Wesen von mir abhängig sind.“ Keinesfalls wollte sie in die Position ihrer Mutter rutschen. Und auch die Beziehung von Mann und Frau wurde ihr so sehr dramatisch vorgelebt, dass sie bis heute damit ihre Ablehnung der Ehe begründet – auch wenn der Vater und Edith ihre Beziehung anders lebten, liebevoll, auch wenn vieles zwischen ihnen auf eine unkonventionelle PartnerInnenschaft schließen ließ: „Es war kein Modell, das mir das Gefühl gab, ich möchte mich dem anschließen.“ Wie der Vater und Edith leben, wird nie so real für Claudia, dass sie es als Alternative zur Beziehungsform der Mutter begreifen kann. Und wie die

Mutter ihre Beziehung lebt, erst mit Wolf, dann mit Stipe, ist nichts, was Claudia nachleben möchte.

Was Claudias Mutter vorlebt, ist eine selbstgewählte Passivität, mit der sie lästige Aufgaben auf die Tochter abwälzt, alles, was ihr zuviel ist. Sie sei ihr „Kummerjaulkasten“ gewesen, Ziel der mütterlichen Depression, der mütterlichen Unzufriedenheit, berichtet Claudia. „Sie stand in der Küche, rührte im Kochtopf und klagte mir ihr Leid. Immer nur Haushalt und Kinder, das ist doof. Sie will nicht immer unseren Dreck wegmachen. Sie ist so unzufrieden, so unglücklich.“ Auch nur aus dem Haus zu gehen, ist für die Mutter schwierig. Das Auto ist wichtig, der Führerschein ist wichtig, doch sie geht nicht aus dem Haus, nicht zuletzt aus Angst, sie könnte den Führerschein verlieren. „Sie hatte wohl das Gefühl, alles, was sie nicht kennt, nicht bewältigen zu können. Sie war manisch ordentlich. Darin war sie eine Tyrannin. Sie hatte alles unter Kontrolle. Brüllende Streits, ob ich in meinem Zimmer Sachen auf dem Boden haben darf oder nicht. Ich brüllte auch. Sie haben gebrüllt, ich habe gebrüllt. Es war sehr laut bei uns.“ Und auch das sei im Haus ihrer Mutter üblich gewesen: Eben noch prügelte man sich fast, dann ging es ins Bett.

Immer neu beklagt die Mutter sich bei ihrer Tochter, auch über Stipe. Claudia hört zu, versucht zu trösten, Alternativen zu finden, sie der Mutter zu unterbreiten. „Schmeiß ihn raus!“ Doch zuweilen mag sie ihn ja selbst. Kehrt er nach einer der wiederholten, stets vorübergehenden Trennungen zurück, ist es eine Zeitlang auch schön. Er wenigstens ist nicht depressiv, sondern pfeift, hat ein sonniges Gemüt, ist geschickt. Er lässt das Mädchen mit seinem Luftdruckgewehr schießen. Neben ihm erscheinen die Klagen der Mutter wie eine gleichbleibende Litanei, die das Ziel hat, dass Aufgaben, die die Mutter nicht erfüllen will, von der Tochter übernommen werden. Beispielsweise wenn es um zusätzliche Kosten geht, die die Mutter nicht aus dem Unterhalt bezahlen kann. Claudia muss sie von ihrem Vater erbitten, den heiligen Vatertag damit verbittern, dass sie im Auftrag der Mutter die Heizungsrechnung präsentiert. Die mütterliche Schwäche kann eine Stärke sein, nur nicht, wenn es um das Wohl der Kinder geht. „Sie hat alle eingespannt und führte ein ziemlich erfolgreiches Regiment. Unglücklich war sie trotzdem.“ Stets definiert die Mutter sich über Männer, den Ehepartner, den Lebensgefährten, stets verhindert der Alkohol, dass sie ein eigenes Bild entwickelt, wie sie sein will. Das Bild, dem sie entspricht, vermittelt, „dass Frauen im Wesentlichen dafür da sind, Männern zu gefallen und das zu tun, was Männer

gut und richtig finden. Das fand ich schlimm.“ Depression, Abhängigkeit, vom Alkohol, von Männern. Das ist alles krank, sicher, Alkoholismus ist eine Krankheit, und eines der Symptome ist, dass Erwachsene ihre Kinder benutzen: Die Mutter weint sich bei ihrer halbwüchsigen Tochter aus, dann geht sie, die Mutter, an den Schrank, nimmt Tabletten, trinkt zwei Kognak darüber, und alles ist gut, alles vergessen. Es dauert lange, bis die Tochter versteht, „dass ich nichts für sie tun kann.“

Sie ist ein Mädchen, das keine Frau werden will, und dafür gibt es keine biologischen Gründe, es ist nichts von Geburt her, nichts Äußerliches, da gibt es keinen Drang, in einem anderen Geschlecht zu leben, einem anderen Sex oder Gender. Die Gründe, warum dieses Mädchen lieber nicht Frau werden will, sind sozial, auch politisch: „Frau sein, klasse, heiraten, Kinder kriegen, grandios! Wozu hat man ein Hirn? Ich dachte, das will ich nicht: saufen, mich mit Antidepressiva vollknallen. ‚Du bist jetzt Frau‘, hieß für mich: ‚Du hast zur Verfügung zu stehen‘.“ Das ist nicht metaphorisch gemeint. Ausgesprochen wird es - selbstverständlich - nie, dass die Mutter duldet, dass ihr Lebensgefährte nachts in das Zimmer der Tochter geht. Ihr Schweigen vermittelt, dass sie einverstanden ist.

Ein Mädchen, das sexualisierte Gewalt erlebt, muss bis zu sieben Erwachsene ansprechen, heißt es oft, ehe eine versteht und hilft. Viele machen deshalb die Erfahrung, dass niemand hilft. Einmal fragt eine Sportlehrerin im Gymnasium Claudia, was mit ihr los sei, eigentlich, doch Claudia kann diese Chance nicht nutzen. „Alles in Ordnung.“ Sie fürchtet, wenn sie erzähle, hätte sie das Erzählte nicht mehr in der Hand. Sie vertraut nicht, sie traut den Menschen um sie herum nicht zu, „mit meinen Äußerungen irgendetwas zu machen, was in meinem Interesse sein könnte. Ich wusste das. Im Rückblick denke ich, das waren ziemlich präzise Einschätzungen. Ich hätte nicht über meinen Schatten springen können, es war mein Job, die Familie zusammenzuhalten. Am Schnittpunkt von zwei Familien standen meine Brüder und ich. Aber ich war die Älteste.“

Nicht vor den Übergriffen eines Erwachsenen geschützt zu werden, das erfahren viele Kinder, besonders Mädchen. Die erlernte Unfähigkeit, sich zu wehren, wird zu unterlassener Hilfe gegenüber Schutzbefohlenen. Wenn Frauen sich so verhalten, hat das Gründe, und meistens sind die nicht schön. Sie entbinden dennoch nicht von der Verantwortung: Frauen sind verantwortlich dafür, ihre erlernte Wehrlosigkeit aufzugeben. Sich dessen bewusst zu werden, ist die wichtigste

Voraussetzung, dass Frauen beginnen, ihre Töchter, Kinder überhaupt zu schützen. Sich bewusst zu werden, dass eine Frau die erlernte Wehrlosigkeit aufgeben kann, ist der wichtigste Inhalt wirksamer Frauenselbstverteidigung. Dass Claudia ihren Beruf schließlich genau in diesem Bereich finden wird, in Kampfsport und Selbstverteidigung von Mädchen und Frauen, ist so gesehen folgerichtig. Von ihrer Mutter freilich hat sie das nicht gelernt. Darum ist es für das Mädchen lästig und schmerzhaft, zur Frau zu werden. Der körperliche Übergang ist für sie mit keiner Verheißung verbunden, sondern mit Verlust. Welches Kind kann sich immunisieren gegen das Vorgelebte? „Ich hab relativ früh, mit 15, angefangen zu kiffen und zu rauchen. Mit 13 begann ich, ganz schön viel zu trinken.“ Wie einsam muss sie gewesen sein.

Exkurs darüber, wie wir heute Frau sind:

„Na Kleiner?“

„Bin ein Mädchen.“

„Entschuldigung.“

„Schon gut.“

Tausendmal erlebt: für einen Jungen, später einen jungen Mann gehalten zu werden. Claudia ist kein „Mensch im falschen Körper“. Worunter sie leidet, ist die, selten sensibel vorgetragene, Überzeugung Außenstehender, dass eine, die aussieht und sich bewegt wie Claudia, doch männlich sein muss. Kann eine wie Claudia denn kein Mädchen sein, sportlich, kraftvoll, schlaksig, eine Ballspielerin? Das reicht bis in die Gegenwart der erwachsenen Claudia. Sie ist ein Mensch mit trainiertem Körper und ungezwungenen Bewegungsmustern, eine Frau. Dass Frauen alles tun können, dass sie sich geben, kleiden, bewegen können, wie es ihnen gefällt, ist eine grundlegende feministische Annahme. Wir wollen alle gern glauben, dass diese Annahme heute verwirklicht ist. Doch nicht einmal in der mitteleuropäisch-westlichen Gesellschaft, in der wir leben, findet diese Annahme bis heute breiten Respekt,

großen Konsens. Was weiblich, wer eine Frau ist, bestimmen nach wie vor „die Anderen“, und das sind nicht ausschließlich Männer, sondern vielfach auch Frauen. Zwei Jahrhunderte nach Olympe de Gouges' Erklärung unserer Rechte der Frau und Bürgerin ist die Kategorie Geschlecht noch immer umkämpft. Fünf Jahrzehnte seit Beginn der Zweiten Frauenbewegung erleben wir, dass tatsächlich viele Frauen ein selbstbestimmtes Leben führen und zur gleichen Zeit ein antifeministischer Backlash stattfindet. Ohne die Gleichberechtigung von Frauen gibt es keine Demokratie. Als theoretische Feststellung ist das breit akzeptiert. Die dazu gehörende Praxis der Gleichstellung ist umstritten, besonders von jenen Männern, die um Vorrechte und Karrierechancen fürchten. Die feministische Geschlechterforschung hat den ausschließlichen Dualismus der Geschlechter aufgebrochen. Das bedeutet, für einen Teil der Gesellschaft ist es nicht mehr ungewöhnlich, dass Menschen ihre Genderzugehörigkeit selbst definieren, sogar neu definieren. Zur gleichen Zeit aber nutzt die Industrie erfolgreich einen Mainstream, in dem Frauen und Mädchen über ihre Körperlichkeit und den ostentativen Konsum von Markenkleidung, Fitnessprodukten, Kosmetika und Körpermodifikation definiert werden. Viele Menschen konsumieren Medienprodukte, deren Hauptinhalt es ist, Mädchen und Frauen ein bestimmtes Aus-

sehen und bestimmtes, sexualisiertes Verhalten als Norm vorzugeben. Dogmatisch vorgegebene Geschlechterbilder gehören zu den Merkmalen reaktionärer und repressiver Formen von Herrschaft. Wer ultrakonservative, starre Geschlechterrollen propagiert, untergräbt die Demokratie. Geschieht das in autoritär regierten Staaten, in denen Lebensweisen reglementiert und kriminalisiert werden, die von einem starr heteronormativen Schema abweichen, erkennen wir es sofort als antidemokratisch. Dass auch Modelwettbewerbe im Fernsehen antidemokratische Züge enthalten, wollen viele ZuschauerInnen nicht wahrnehmen oder nicht wahrhaben. Die Verantwortung wird privatisiert, oft mit dem hämisch vorgetragenen Argument, es müsse ja keine teilnehmen.

Ende des Exkurses.

„Kraft war mir wichtig“, sagt Claudia. Kraft verwirklicht sich in der Bewegung. Das gilt physikalisch und symbolisch, auch für die Frauenbewegung. Die Bewegung, die Kraft symbolisiert, war ein Schritt. Claudias Mutter nämlich, wenn das Mädchen „etwas gemacht“ hatte, tat einen Schritt auf sie zu und schlug ihr ins Gesicht. Dann kommt ein Tag, an dem sie

„halbwegs ausgewachsen“ ist, so nennt sie das, da ist sie zwölf, vielleicht sogar erst elf. Und als ihre Mutter wieder diesen Schritt auf sie zumacht, um ihr die Ohrfeige zu geben, macht auch Claudia einen Schritt: „Ich bin diesen Schritt auf sie zu und hab sie angefunkelt. Das war Kraft.“ Beide standen da, einander gegenüber. Und es war klar: „Das macht sie nicht mehr, ohne dass ich zurückschlage.“ Es muss sich großartig angefühlt haben, einfach toll, auch wenn es dann „nicht viel genutzt hat“, wie Claudia einschränkend bemerkt. „Der Moment war gut.“

Welche würde es nicht lieben, die eigene Stärke zu fühlen? Schnell auf einen Berg laufen, schnell Fahrrad fahren, gut schwimmen können. Claudia probiert alles aus, sie kriegt alles hin, selbst Wasserski, Windsurfen, kann mit allem umgehen. Im Sport fühlt sie Stärke und Geschwindigkeit, sich selbst letztlich. Heute ist sie eine große Frau, deren Bewegungen eckig und harmonisch zugleich sind. Ihre Körperspannung ist so greifbar wie der Gang lässig. Claudia ist eine auffällige Erscheinung, und das hat nichts mit ihrem Outfit zu tun. Sie lebt in Trainingsklamotten und mit Sportschuhen an den Füßen, als Kampfsportlerin trainiert und lehrt sie zudem oft barfuß. Weil ihre Bewegungen leicht und mühelos erscheinen,

wirkt sie so jugendlich. Wenn ich ihr zusehe, bedaure ich unwillkürlich, dass das Wort „mädchenhaft“ für zierliche Frauen mit tänzerischen Bewegungen reserviert ist. Auch mit dem Wort „Jungfrau“ verbinden die meisten Menschen eher Keuschheit, Demut und Leidensfähigkeit als Klugheit, Kraft und Stolz. Dabei sind diese Charakteristika doch auch Teil unserer Geschichte, unserer Mythen, Kultur und Literatur. Athene, Judith, Penthesilea und ihren Gefährtinnen werden Wehrhaftigkeit, Charakterstärke, Intelligenz und Körperkraft zugeschrieben. Nicht nur griechische Gottheiten, sogar christliche Heilige werden als starke, durchsetzungsfähige Frauen dargestellt, wie Hildegard von Bingen, die Spiritualität, Weisheit, Wissenschaft und politisches Geschick zusammenbrachte. Doch dass jede Einzelne von uns auch etwas von diesen Eigenschaften der mythischen Heldinnen in sich trägt, erwarten wir oft nicht einmal selbst. Wer von „starken Frauen“ spricht, meint damit meist Frauen, die viel ertragen haben, erfolgreich und durchsetzungsfähig sind. Ob ausgesprochen oder nicht, oft schwingt mit, dass ihre Stärke sie einsam macht. Dass sie attraktiv und kommunikativ sind, als Kolleginnen geschätzt und als Freundinnen geliebt werden, ist in der Rede von der „starken Frau“ selten mitgemeint.

Frau zu werden, ist für ein Mädchen unausweichlich, jedenfalls wenn sie ihre weibliche Identität nicht bezweifelt. Was Claudia eine „sichere Weiblichkeit“ nennt, gewinnt sie damit noch lange nicht. Irgendwann um die Jahrtausendwende beginnen Frauen, die einem tradierten Bild der Weiblichkeit nicht entsprechen oder ihm nicht entsprechen wollen, ihr soziales Geschlecht zu hinterfragen, um zu dem für sie subjektiv richtigen zu finden. Dass wir uns diese Freiheit nehmen, wurde nicht zuletzt dank der Kritik an Heteronormativität und Geschlechterdualismus, dank *queer theory* und Gendertheorie denkbar, und es ist ein Recht, eine notwendige Freiheit, eine Öffnung für uns alle. Die Frage ist dennoch, was daraus folgt. Sicher nicht, dass Frauen, die gern Frau sind, das ändern sollten. Wir bestehen weiter darauf, dass wir so Frau sein können, wie wir es wollen, dass wir uns geben, bewegen, mit eigener Stimme sprechen, ohne eine eigene Kategorie bilden oder uns in einem Transit einrichten zu müssen.

Claudia leidet nicht darunter, Frau zu sein, sondern darunter, wie Menschen mit oberflächlichem Blick auf sie reagieren: „Ich werde auf internationalen Flughäfen regelmäßig als Mann betrachtet. Wenn ich mit Jeans und Kapuzenpulli über

einen beliebigen Flughafen laufe, werde ich zu neunzig Prozent als Mann betrachtet.“ Als Exotin betrachtet zu werden, strengt an. Richtig gefährlich wurde es, als Inken und Claudia in den frühen 2000er Jahren über das Bekaa-Tal von Syrien nach dem Libanon reisten. Es war lange vor dem Krieg, eine friedliche Situation, eine schöne Reise. Vor dem Grenzübergang wurden sie aus dem Bus geholt, da schlug Claudia etwas entgegen, eine Mischung aus „Kann doch nicht sein“ und hämischer Aggressivität. Was die Beamten nicht einordnen konnten, wollten sie nicht tolerieren, und das erschien ohne Ausweg. Die Luft stand. Es war zum Fürchten. Schließlich wurden sie durchgewinkt.

Nicht immer ist Oberflächlichkeit und Unverstehen mit Aggression verbunden, doch auch Menschen, die „sich vertun“, können aggressiv werden. Sie bedauern ihre Fehlinterpretation und werden wütend auf die Frau, die sie vermeintlich in diese Situation gebracht hat, einen Fehler zu machen. „Weil ich mich nicht eindeutig verhalte, nicht eindeutig kleide. Wenn ich nicht gut beieinander bin, finde ich es schon anstrengend, auf eine Frauentoilette zu gehen. Wenn eine Oma reinkommt, mich sieht, rausrennt, das hat was Zermürbendes. Manchmal denke ich, ich müsste irgendwas machen, damit es aufhört.“ Doch was könnte das sein? Es ist schwierig, der Fremdbewertung der

eigenen Existenz dauerhaft Widerstand entgegenzusetzen, nicht zu denken: „Es hat was mit mir zu tun.“

Ich bin verstört. Wenn wir schon in Klischees denken: Egal, wie groß und schlaksig Claudia ist, die meisten Männer verfügen über eine andere Gestik und Mimik. Sie sorgt sich, wie lange man sie noch als „junger Mann“ bezeichnen wird. Und was kommt dann? Ein „alter Mann“ kann sie kaum sein, bis heute geht sie als Junge durch, eine klare Männlichkeit wird ihr nicht zugeschrieben. Und: „Eine sichere Weiblichkeit habe ich bis heute nicht.“ Sie weiß nicht, warum sie als „anders“ angesehen wird, und warum auch sollte sie es wissen müssen? „Ich bin in Weiblichkeitsdarstellungs-Technologie unterbemitelt und will das auch nicht lernen, nur damit ich meine Ruhe hab.“ Frauen sind Frauen, gleich ob sie den Wünschen und Vorurteilen ihrer Umwelt genügen oder nicht. Diese Überzeugung, die Claudia früh gewann, ist bis heute für sie ein zentrales Thema: „Ich möchte mitarbeiten, dass Frauen Frauen sein können, wie sie sind. Frauen sollen definieren, wie sie sind.“

Und wie war das Mädchen Claudia? „Ich war relativ kräftig, habe in der Pubertät zugenommen, war nicht ganz so dünn wie die anderen, schicken, eleganten Mädchen. Meine

Art, mich zu bewegen, war anders.“ Sie hielt sich für grobschlächtig, heute meint sie kritisch: für grobschlächtiger, als sie in der Bewegung tatsächlich war. Dieses Gefühl, grob zu wirken, hatte viel mit den kurzen Haaren zu tun, damit, dass Claudia sich nicht schminken mochte, sich nicht herrichten für Jungs. Auf eine bestimmte Art war sie glücklich damit. Sie entsprach nicht dem Bild, das die Mutter abgab, aber sie hat immer noch Verständnis für sie. „Meine Mutter hat mich nicht wirklich gepiesackt. Ich glaube, sie hätte es ganz schön gefunden, wenn ich mehr Akzeptanz als Frau rundrum gehabt hätte“, also wenn sie von anderen stärker als ein Mädchen wahrgenommen worden wäre. „Andererseits war ich gut in der Schule und gut im Sport, das war erfolgreich genug für sie als stolze Mutter. Da musste ich nicht noch die Queen in Bezug auf die Jungs sein. Mein Vater, ich glaube, der hätte es lieber gehabt, wenn ich drei Instrumente gespielt hätte, statt so viel Sport zu machen.“

Dennoch, ein Mädchen zu sein, hatte in der Familie auch Vorteile. „Ich weiß nicht, ob sie mich als Jungen in meiner Vielseitigkeit in Ruhe gelassen hätten. Sie hätten mich mehr getriezt, mich festzulegen auf etwas und darin richtig erfolgreich zu sein. Ich glaube, meine breitgefächerten Interessen,

meine breitgefächerten Sportkarrieren, die Studiengänge später dann... Ich war sowieso so exotisch, dass sie auch nicht genau wussten.“ Sekundärvorteile geschlechtsspezifischer Erziehung? „Also ich war immer froh, dass ich kein Mann bin.“ Sie glaubt, wäre sie nicht die, sondern der Älteste gewesen, wäre sie stärker mit dem Wunsch des Vaters konfrontiert worden, später seine Kanzlei zu übernehmen. Auch den Stiefbruder, Ediths Sohn, ebenfalls Jurist, bedrängte der Vater ja, in die Kanzlei zu gehen. Doch der wollte lieber Richter werden. „Wäre ich ein Junge gewesen, hätte er diesen Wunsch mir gegenüber deutlicher vorgetragen, und ich hätte dem wohl auch entsprochen. Ich bin sehr geneigt, anderen ihre Wünsche zu erfüllen“, anstatt zu denken: „Es hat was mit mir zu tun.“